Zusammenfassung des Kurses C.7-1: Elemente der Ontologie (1993–1994).

Allgemeines

Dieser Kurs bietet eine Einführung in die Seinslehre – die philosophische Untersuchung der Wirklichkeit als Wirklichkeit. Aufbauend auf den klassischen Denktraditionen von Parmenides, Platon und Aristoteles analysiert er den grundlegenden Unterschied zwischen tatsächlicher Existenz (existentia) und Seinsweise (essentia) und zeigt, dass alles, was „nicht nichts" ist, zum umfassenden Bereich des Seins gehört.

Anhand der drei grundlegenden Seinsgesetze (Identität, Widerspruch und ausgeschlossener Dritter) sowie der Transzendentalien (Seiendes, Eines, Wahres und Gutes) erklärt der Kurs, wie das menschliche Denken die Struktur der Wirklichkeit erfasst.

Darüber hinaus untersucht der Kurs verschiedene Denkmethoden – von hypothetischer Deduktion und Reduktion über induktive Verallgemeinerung bis hin zur ABC-Theorie der Deutung, zu axiomatischen Systemen und Computeralgorithmen. Abschließend befasst er sich mit den Grenzen unseres Verstandes angesichts der undurchsichtigen Notwendigkeit (anankē) und der übermäßigen Komplexität der Wirklichkeit.

1: Der philosophische Ausgangspunkt: Existenz, Essenz und Sprachgebrauch

Die Ontologie ist der Teilbereich der Philosophie, der die Wirklichkeit in ihrer grundlegendsten Form untersucht: das Seiende, insofern es seiend ist. Der griechische Denker Parmenides von Elea gilt als Begründer dieser Disziplin. Er stellte fest, dass das, was wirklich ist, „an sich" (*kath' heauto*) existiert, unabhängig von menschlichen Meinungen (*doxa*). Ein zentraler Ausgangspunkt der Ontologie ist die Unterscheidung zwischen tatsächlicher Existenz (*existentia*) und Seinsweise (*essentia*). Die tatsächliche Existenz besagt, dass etwas vorhanden ist, während seine Seinsweise oder Wesensform bestimmt, was es ist. Diese beiden Aspekte lassen sich gedanklich unterscheiden, sind in der Wirklichkeit jedoch untrennbar miteinander verbunden.

Inhaltlich umfasst der Begriff „Wirklichkeit" somit sowohl die Existenz als auch die Wesensform eines Gegebenen. Hinsichtlich seiner Reichweite kennt der Begriff keinerlei Grenzen: Er umfasst buchstäblich alles (*panta*), was „nicht nichts" ist. Dazu gehören nicht nur greifbare physische Gegenstände, sondern auch Gedanken, Träume, abstrakte Formeln und hypothetische

Annahmen, da auch diese eine eigene Existenzform und eine eigene Seinsweise besitzen. Die Ontologie präzisiert damit den alltäglichen und fachwissenschaftlichen Sprachgebrauch: „Werden“ oder Sich-Entwickeln ist beispielsweise keine Verneinung des „Seins“, sondern vielmehr eine besondere Form des „Seins im Werden“.

2: Die Lehre von der Verneinung und die drei Seinsaxiome

Um die Wirklichkeit genau abzugrenzen, untersucht die Ontologie auch den Begriff des „Nichts“. Dabei wird grundlegend zwischen dem absoluten Nichts (*nihil negativum*) und dem relativen beziehungsweise privativen Nichts (*nihil privativum*) unterschieden. Das absolute Nichts ist die vollständige Abwesenheit jeglichen Seins. Das relative Nichts bezeichnet dagegen eine Lücke oder das Fehlen einer bestimmten Form oder eines erwarteten Wertes innerhalb der Wirklichkeit – beispielsweise ein leerer Raum oder ein Mangel an Gewissen.

Das Denken über die Wirklichkeit beruht auf drei unbezweifelbaren Seinsgesetzen oder Axiomen:

- *Das Identitätsgesetz:* Alles, was ist, ist, und alles, was so ist, ist so. Jedes Seiende ist vollständig mit sich selbst identisch.

- *Das Widerspruchsgesetz:* Etwas kann nicht gleichzeitig und in derselben Hinsicht sowohl sein als auch nicht sein oder sowohl so sein als auch nicht so sein.

- *Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten* (das grundlegende Dilemma): Entweder ist etwas so, oder es ist nicht so; eine dritte Zwischenmöglichkeit gibt es nicht.

Diese drei Regeln sind nicht bloß menschliche Konstruktionen des Denkens, sondern ergeben sich unmittelbar aus unserer ursprünglichen Erfahrung der Wirklichkeit. Sie bilden die absolute Voraussetzung für jedes gültige logische Schlussfolgern und ethische Handeln.

3: Die Transzendentalien: Seiendes, Eines, Wahres und Gutes

Die klassische und scholastische Philosophie unterscheidet vier umfassende Begriffe, die auf jedes denkbare Seiende anwendbar sind: die sogenannten Transzendentalien. Diese wurden von Euklid von Megara und Platon zusammengeführt:

- *Das Seiende (ens):* die Wirklichkeit, betrachtet unter dem Gesichtspunkt ihres tatsächlichen Vorhandenseins.

- *Das Eine (unum):* Jedes Seiende weist eine Form von Einheit auf. Durch Elementenanalyse (*stoicheiosis*) erkennt man, dass sich diese Einheit

entweder als Sammlung (*totum logicum*, beruhend auf Ähnlichkeiten zwischen einzelnen Exemplaren) oder als System (*totum physicum*, beruhend auf den Zusammenhängen zwischen den Teilen eines Ganzen) ausdrückt.

- *Das Wahre (verum):* Jedes Seiende ist grundsätzlich verständlich und dem menschlichen Geist zugänglich. Wahrheit bedeutet hier ontologische Enthüllung (*alētheia* oder *apokalypsis*): das zum Vorschein bringen, was verborgen ist.

- *Das Gute (bonum):* Jedes Seiende ist Gegenstand von Werturteilen. Nach der klassischen Maxime setzt das Gute vollständige Unversehrtheit voraus (*bonum ex integra causa*), während das Böse entsteht, wenn irgendwo ein Element oder ein wesentliches Merkmal fehlt. Sokrates zeigte bereits, dass bloßes Fachwissen oder Sachkenntnis ohne moralisches Gewissen nicht „gut" ist, sondern zu einer Scheinwirklichkeit führt.

4: Denkmethoden: hypothetisch, induktiv und holistisch

Die Ontologie verwendet verschiedene Methoden, um die Wirklichkeit zu ergründen.

- Die *hypothetische Methode* umfasst zwei Schlussrichtungen: die vorwärtsgerichtete Deduktion (*synthesis*), bei der aus allgemeinen Vorannahmen notwendige Schlussfolgerungen abgeleitet werden, und die rückwärtsgerichtete Reduktion (*analusis*), bei der man von einer festgestellten Wirkung ausgeht und nach der erklärenden Hypothese oder Vorannahme sucht.

- Die *induktive Methode* geht von konkreten Stichproben aus, um die Wirklichkeit als Ganzes zu erkunden. Dabei unterscheidet man zwischen Verallgemeinerung (Schlussfolgerungen von einigen Exemplaren auf eine ganze Sammlung) und Ganzheitsbildung (Schlussfolgerungen von einigen Teilen auf ein vollständiges System).

Einen übergreifenden Rahmen bildet die *holistische Ontologie*. Da unser Verstand niemals die gesamte Wirklichkeit auf einmal überblicken kann, bewegt sich unser Erkennen ständig in einem Spannungsfeld zwischen dem unmittelbar Gegebenen (dem Phänomen) und dem mittelbar Gesuchten (dem Transphänomenalen). Durch sorgfältige Beobachtung (*theoria*) und wohlüberlegte Stichproben versuchen wir, das unbekannte Transphänomenale Schritt für Schritt offenzulegen.

5: ABC-Deutung, Axiomatik, Formalismus und Chaologie

Die angewandte Ontologie nutzt Hilfsmittel, um menschliches Wissen zu strukturieren. Die ABC-Theorie der Deutung zeigt, dass ein objektiver Reiz oder eine gegebene Tatsache (A) niemals völlig neutral wahrgenommen wird, sondern stets durch die interpretierende „Brille“ oder die Vorannahmen (B) des Beobachters gefiltert wird. Daraus entsteht schließlich das Urteil oder Verhalten (C).

Die axiomatisch-deduktive Methode, wie sie beispielsweise von Euklid und Peano angewandt wurde, beginnt mit einer endlichen Menge unbewiesener Ausgangssätze (Axiome), aus denen alle weiteren Aussagen logisch abgeleitet werden. In der modernen Informatik und Computertechnik wird dieser Formalismus in Algorithmen umgesetzt: in schrittweise ausgeführten, streng organisierten Anweisungen zur Lösung von Problemen.

Abschließend weist der Kurs auf die Grenzen unseres Rationalismus hin. Während der klassische Determinismus von einem vollständig berechenbaren Universum ausging, zeigt der platonische Gedanke der *anankē* (der vernunftlosen, undurchsichtigen Notwendigkeit oder des Schicksals), dass der Kosmos Elemente enthält, die sich nicht in starre Formeln fassen lassen.

Moderne wissenschaftliche Erkenntnisse aus der Chaologie und der Komplexitätstheorie, etwa der „Schmetterlingseffekt“, bestätigen, dass kleine Abweichungen bei den Anfangsbedingungen zu unvorhersehbaren Entwicklungen führen können. Die Ontologie lehrt den Menschen daher Bescheidenheit: Mithilfe von Arbeitshypothesen (*lemmata*) müssen wir lernen, mit einer Wirklichkeit umzugehen, die unseren Verstand bei Weitem übersteigt.